

Das fremde Innen, der Fremde außen

Michael Gleich

Wie Tag und Nacht den Rhythmus
der Geschichte bestimmen,
so weben die Gewalt und ihr Gegenteil,
der Respekt vor dem anderen,
den Faden der Geschichte.

*Zarina Khan,
tunesische Schriftstellerin*

Menschen haben das Bedürfnis, sich mit anderen Menschen zu verbinden. Vertrauten und fremden. Gleichzeitig erfinden wir merkwürdige Mechanismen, die uns von dem trennen, wonach wir uns am meisten sehnen. Um zu einem konstruktiven, kreativen Umgang mit kultureller Vielfalt und Andersartigkeit zu finden, müssen wir beide Seelen anschauen, die, ach, in unserer Brust wohnen.

I. Was ist fremd?

Eigentlich eine ganz einfache Frage. Aber auch eine besonders brisante. Wie gehen wir mit Fremdem und mit den Fremden um: feindlich? offen? ignorierend? Die Antwort ist nicht selten die Entscheidung zwischen Gewalt und Dialog, zwischen Krieg und Frieden. Der zweite Grund für ihre Brisanz: Noch nie in der Geschichte haben sich Fremdes und Vertrautes im Alltag von Menschen so intensiv vermischt wie heute. In der Nachbarschaft, im Zugabteil, in der Firma: Das Fremde begegnet uns auf Schritt und Tritt. Westfälischen Wurstessern sind Vegetarier fremd, die indischen Weisheitslehren anhängen. Und umgekehrt. Dem von Heavy Metal Musik begeisterten Mitglied eines Harley Davidson Clubs sind Mineralien sammelnde Philosophielehrerinnen suspekt. Und umgekehrt. Ein schwuler Modedesigner, der zwischen London und Paris pendelt, findet Kleinfamilien »strange«, die entlang von S-Bahn-Linien in Reihenhäusern siedeln. Und umgekehrt. Die gegenseitige Befremdung muss noch keine Wertung des anderen bedeuten; sie kann genauso Anziehung wie Abstoßung sein. Unübersichtlicher wird es für alle Beteiligten, wenn dann noch die Hardrockfans unter den Philosophinnen und die Briefmarkensammler unter den Bikern auf den Plan treten. Immer häufiger zeigt sich: Stereotype sind auch nicht mehr, was sie mal waren.

Jeder ist fremd. Jeder ist anders. Das haben wir immer schon gewusst. Oder hätten es wissen können, wenn wir uns nicht vorzugsweise mit jenen Mitmenschen umgeben würden, die uns gleichen oder zumindest ähneln. Mit denen uns »der gleiche Stallgeruch« verbindet. Mit denen wir »auf einer Wellenlänge« funken. Die aus »dem selben Holz« geschnitzt sind. »Gleich und gleich gesellt sich gern«: Darin liegt die Verheißung von Harmonie, vom Gleichklang der Gemüter, von warmer Geborgenheit in der großen Sippe derer, die ähnlich ticken wie ich.

Doch nun: Fremdes überall. Nicht nur in Städten verdichtet es sich, sondern bis ins kleinste Dorf dringt es vor. In Hautfarben von hellgelb bis tiefschwarz. Im Gewand von Religionen aus Indien und Heilslehren amerikanischer Indianer. In Gestalt von sexuellen Identitäten, die homo, bi, trans und hetero heißen. In Form von Bioarchitekten und Ökotrophologen, von islamischen Fundamentalisten und ghanaischen Fetischpriestern,

von Chop Choy, Chicken Wings und Shiitake, von Fajita, Farfalle und Falafel. Diese Auswahl ist natürlich subjektiv, getroffen von jemand, der katholisch erzogen wurde, als Arbeiterkind im fichtenbestandenen Sauerland aufwuchs, dessen Bewohner die Angewohnheit haben, zwischen 20 und 30 ein Haus zu bauen und dann ein Leben lang abzubezahlen – aus der Sicht eines Peul-Nomaden in der Sahelzone ein höchst merkwürdiger Lebensentwurf.

Die Begegnung mit dem Fremden nennt der französische Philosoph Emmanuel Lévinas ein »elementares Ereignis«. Die wichtigste und prägendste Erfahrung, die ein Mensch machen kann. Sie lässt ihn nicht kalt, nicht unberührt. Sie lässt ihn nicht, wie er vorher war – egal, für welche Reaktion er sich entscheidet: Ablehnung, Abwendung oder Zuwendung. Um zu verstehen, welche tiefgreifende kulturelle Veränderungen sich seit knapp zwei Jahrzehnten vollziehen, ist ein Blick zurück nützlich, in die Anfangszeiten unserer Spezies. Vor 100 000 Jahren zogen die Vorfahren des modernen Menschen in überschaubaren Gruppen durch die Savanne. Sie bestanden aus Familien und Sippen, insgesamt zwischen 30 und 50 Mitglieder. Klein genug, um mobil und flexibel reagieren zu können, aber groß genug, um sich verteidigen zu können und genetisch nicht zu verarmen. Jahrelang wandert diese Horde umher, sammelt Pflanzen und jagt Tiere. Und dann, eines Tages, der große Schock: Sie trifft auf eine andere Horde! Blitzschnell muss sie die Erkenntnis verarbeiten: Wir sind nicht allein auf der Welt. Da sind noch andere. Und diese Anderen sind anders. Urmenschen, die geglaubt hatten, jeden zu kennen, sahen sich plötzlich mit vergleichbaren, aber nicht gleichen Lebewesen konfrontiert. In diesem Moment fand er statt, der interkulturelle Urknall.

Seitdem stellt sich immer wieder die gleiche Frage: Wie verhalten wir uns den anderen gegenüber? Keule raus, weil die anderen bedrohlich erscheinen? Mal schauen, ob man sich mit denen unterhalten kann? Oder einfach so tun, als ob man sie gar nicht gesehen hat, um der Freund-oder-Feind-Entscheidung auszuweichen? Schon in dieser ersten Begegnung ist das ganze Dilemma des »elementaren Ereignisses« (Lévinas) enthalten. Vor 70 000 Jahren verließen die ersten dieser Horden ihre Heimat in der ostafrikanischen Savanne. Eine große Wanderung begann. Sie führte *Homo sapiens sapiens* im Laufe der Zeit um den ganzen Erdball. Unterschiedliche Klimazonen und Landschaften erforderten ganz eigene Anpassungen. So entstand mit der großen Migration auch eine große Vielfalt. Eine Diversität von Ackerbausystemen, Kulturen, Sprachen, Kleidung, Sitten und Gebräuchen. Wie in den Ökosystemen von Pflanzen und Tieren gibt es auch bei der kulturellen Entwicklung ein Grundgesetz: Evolution bewegt sich stets vom Einfachen zum Komplexeren bis zum Hochkomplexen. Mit der Zeit nimmt Vielfalt zu. Leben ist Bandbreite.

Sie war der Menschheit jedoch lange Zeit nicht bewusst. Geographische Überlappungen zwischen verschiedenen Kulturen gab es zwar schon immer, Grenz- und Berührungsräume, und damit auch das Phänomen der Vermischung. Aber sie vollzog sich langsam, schleichend, und sie betraf nur wenige Mitglieder einer Gesellschaft. Bis ins Spätmittelalter war Mobilität ein Privileg weniger Menschen. Adelige reisten, hochgestellte Kleriker, wagemutige Kaufleute, da war eine kleine, mobile Elite unterwegs. Als einzige Ausnahme für Angehörige der unteren Schichten galten Pilgerreisen, bei denen sie, mit Segen der geistlichen Autoritäten, aus der Vertrautheit ihrer Heimatstadt oder des Dorfes aufbrechen und fremde Länder kennen lernen durften. Außerdem war Mobilität Männerdomäne, Frauen hatten Zuhause zu bleiben. Später in der Neuzeit waren es Abenteurer, Forscher und Eroberer, die exklusive Erfahrungen der Ferne und der Fremdheit machten. Als erste Weltenbummler bekamen sie einen Eindruck von der Mannigfaltigkeit kulturellen Lebens, von viel größeren Möglichkeiten menschlichen Seins, als die Daheimgebliebenen auch nur fantasieren konnten. Deren Begegnung mit dem Fremden blieb auf die Lektüre von Erfahrungsberichten und Reisetagebüchern beschränkt. Mit einem leichten Schauer vielleicht, wenn darin menschenfressende Heiden auftraten, worauf man sich im Schatten des Kirchturms umso geborgener im Altbekanntem fühlte. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein spielte sich Alltag innerhalb von Clustern von Seinesgleichen ab. Mein Dorf, mein Haus, meine Leute. Ortstreue Niederbayern, Tschetschenen und Yanomani konnten weitgehend unter sich bleiben. Sauerländer ebenfalls. Ich erinnere mich noch, welche Wellen der Erregung durchs Dorf gingen, als in den 1960er Jahren ein kleiner Wanderzirkus bei uns gastierte. Die Akrobaten waren Zigeuner, ob Sinti oder Roma, für solche Feinheiten interessierten wir uns damals nicht. Ihre dunklen Haare, das harte »r« in ihrem Akzent, die heruntergekommenen Wohnwagen – das alles faszinierte uns. Die Vorstellungen unter freiem Himmel waren besser besucht als sonst die Kirche am Sonntag. Gleichzeitig konnten die Eltern uns eine Lektion erteilen, wie man mit solchen Fremden am besten umgeht. »Holt die Wäsche von der Leine, die Zigeuner kommen« – das war kein Witz, sondern eine Warnung, die mit geraunten Hinweisen auf geklaute Hühner und geschändete Christenmädchen ausgeschmückt wurde. Als Kind wäre ich nicht auf die Idee gekommen, solche Behauptungen selbst überprüfen zu wollen. Sie verfehlen ihre Wirkung nicht, kleben noch immer irgendwo im Kopf.

Es blieb bei seltenen Einbrüchen des Fremden in vertraute Lebenswelten. Das änderte sich schlagartig, als die Globalisierung Anfang der 90er Jahre plötzlich richtig aufdrehte. Seitdem wirbelt sie wie ein gigantischer Quirl die Kulturen durcheinander. Es geht nicht mehr, wie früher, um marginale Zonen der Überlappung, sondern um gegenseitige Durchdringung. Eine globale Mischmaschine ist am Werk. Ihre Treiber heißen internationale Arbeitsteilung, Fernhandel, Tourismus, Migrantenströme, Mobilfunk, Internet, E-Mail und nicht zuletzt die global berichtenden Medien. Vernetzung führt zu mehr Kontakt. Sie verbindet Menschen unterschiedlicher Herkunft, Hautfarbe und Haltung, sie konfrontiert mit kultureller Vielfalt. Und sie bringt uns zu der fundamentalen Entscheidung zurück, die wir alle – als Person, als Gesellschaft – treffen müssen: Wie gehen wir mit Fremden um, wie reagieren wir auf Andersartigkeit? Die Antwort wird über die Qualität des Zusammenlebens auf einem kleiner werdenden Planeten entschieden. Es ist eine Überlebensantwort.

Da läuft eine weltweite Abstimmung. Jeder Mensch hat eine Stimme. Die kann er für eine der drei Optionen abgeben: Ablehnung, Ignorieren oder Dialog. Die Ergebnisse dieses permanenten Urnengangs werden täglich in den Medien veröffentlicht. Berichte über Gewalt gegen Ausländer, Rechtsradikalismus, Festung Europa, Abschottung der USA gegen Immigranten, brennende Barrikaden in den arabisch dominierten Vorstädten von Paris, Gated Communities in Süd- und Nordamerika, aber auch in Südafrika, in denen sich Reiche gegen Arme abschotten. Und immer wieder Schlagzeilen über den »Kampf der Kulturen«. Der Trend bei der globalen Abstimmung über das Fremde ist leider negativ. Er deutet mehrheitlich auf bequemes Wegschauen im besten und brutales Bekämpfen im schlechtesten Fall. Die Lage spitzt sich zu.

Das war einer der Gründe, warum Peter Felixberger und ich das Projekt CULTURE COUNTS ins Leben riefen. Wir wollen uns nicht damit zufrieden geben, dass in der Öffentlichkeit die Bedrohungsszenarien einen breiten Raum bekommen, während die Chancen von Vielfalt übersehen werden. Das Potenzial, das für jeden Menschen in kultureller Wahlfreiheit und Selbstbestimmung liegt, die Lernmöglichkeiten, die jede Begegnung mit Andersartigkeit birgt, die Freude an Vielfalt: Das sind die Themen unseres multimedialen Projekts. Für die Auftaktveranstaltung im Mai 2007 denken wir uns ein ungewöhnliches Format aus. 24 Stunden lang wollen wir Menschen zu der Frage »Was ist fremd?« interviewen. Prominente und kompetente Gäste, die über ihre persönlichen Erfahrungen mit Fremdheit erzählen. Die Gespräche, von vier Fernsehkameras aufgezeichnet, finden an einem Knotenpunkt statt, an dem sich täglich rund 300 000 Fremde begegnen: mitten im Berliner Hauptbahnhof.

Live, einen Tag und eine Nacht lang, ohne zu schlafen. Wir wollen auch selbst über Grenzen gehen und das Erlebnis der Fremdheit wagen. Freitag mittag, punkt 12 Uhr, starten wir. Als erster stellt sich Fernsehreporter Gerd Ruge unseren Fragen. Dann folgen im Stundentakt: der Management-Guru Reinhard Sprenger, die Hip-hop-Band Culcha Candela, deren Mitglieder aus fünf Nationen stammen, der jüngste Zirkusmanager Deutschlands, André Sarrasani, der Politiker und Philosoph Julian Nida-Rümelin, der Wüstenwanderer und Erfolgsautor Bruno Baumann. Außerdem Journalisten, Autorinnen, Schauspieler, Ethnologinnen und ein Sternekoch. So vielfältig wie die Menschen, so unterschiedlich sind ihre Perspektiven. Der Filmregisseur und Oscar-Preisträger Pepe Danquart berichtet, wie er sich bei seinen Dokumentarfilmen langsam an fremde Milieus herantastet. »Zeit ist ein wichtiger Faktor«, sagt er, dann könne man in Ruhe zu Urteilen statt zu Vorurteilen kommen. »Mit Neugierde verstehen zu wollen, was dies oder jenes in diesem Land bedeutet, braucht Toleranz in der Sache und dem Anderen gegenüber, also das Gegenteil von vorgefertigter Haltung.« Für den Fotoreporter Uli Reinhardt, der seit 35 Jahren aus Kriegen und Krisengebieten berichtet, sind alle Menschen in einer grundlegenden Hinsicht ähnlich: in ihren Gefühlen. Das erleichtere ihm die Annäherung. »Es wird manchmal behauptet, diese Mutter, die in Afrika ihr Kind verliert, steckt das ganz anders weg, als in Europa eine Mutter. Blödsinn! Sie leidet, und das kann ich spüren, kann sie verstehen. Ich habe in all den Jahren, in denen ich fotografiere, sehr viel Hilfe und Wärme und Verständnis erlebt. Auch bei Menschen, deren Sprache ich überhaupt nicht spreche.« Allerdings gehöre »eine gewisse Demut« dazu, wenn man als Fremder komme und Menschen vor Ort verstehen wolle. Ilija Trojanow, ein Schriftsteller, der als Kind seine bulgarische Heimat verlassen und seitdem in vielen Ländern gelebt hat, erzürnt sich über die Vorstellung homogener Kulturen. Für ihn gibt es nur Mischungen einst fremder Einflüsse. »Jede Kultur ist nichts anderes als vergessene Hybridisierung.« Und genau wie auf gesellschaftlicher Ebene sei jeder einzelne Mensch ein Hybrid, ein Mischmasch, plurale Identität. Jeder Mensch ist Vielfalt. Ob er das weiß oder nicht.

Das fühlt sich nicht immer gut an, wie die türkisch-kurdisch-deutsche Anwältin und Menschenrechtlerin Seyran Ates erfahren hat. Manchmal erlebt sie sich zerrissen, weiß nicht, wo sie hingehört. Ist sie Türkin oder Deutsche? Sie hilft sich mit dem Begriff Deutschländerin. »Ich brauche beide Seiten. Sie werden in mir immer in Bewegung bleiben und ständig eine neue Balance suchen.« Gerade den gutmeinenden Deutschen wirft sie manchmal Blindheit vor. »Diese Multikulti-Romantiker halten jeden Ausländer per se für ein Opfer und damit für gut. Sie übersehen, wie viel Frauenfeindlichkeit, Schwulenhass

und Antisemitismus es beispielsweise in türkischen Gemeinschaften gibt.« Es stünden, so hat sie am eigenen Leib erfahren, viele Ängste zwischen Türken und Deutschen. Aber auch die Chance, sich über solche emotionalen Gräben hinweg zu verbinden, »indem wir dieser Angst gemeinsam ins Auge sehen«. Der Bestseller-Autor Peter Prange ist unser letzter Gesprächspartner an diesem längsten Tag unseres Lebens. Er weist darauf hin: »Oft sind wir uns selbst der Fremdeste.« Als Menschen kämen wir, im Gegensatz zu anderen Spezies, relativ unfertig auf die Welt. Völlig hilflos, »aber randvoll mit Potenzialen«. Daraus leite sich der paradox klingende Satz Friedrich Nietzsches ab, »Werde der du bist.« Ein Appell, sich selbst kennen zu lernen und zu verwirklichen. »Das treibt uns an, uns zu entwickeln. Nicht in der Komfortzone des Vertrauten zu bleiben, sondern Neues, Fremdes zu wagen. Damit das Fremde wiederum zu etwas Vertrautem wird. Menschen, die wir als Fremde wahrnehmen, können uns in ähnlicher Weise voranbringen. Sie stellen uns in Frage, durch positive Befremdung. Und provozieren uns so, den Rahmen des Vertrauten immer mehr zu erweitern.«

Das Fremde als Spiegel für die eigene Persönlichkeit. Als Möglichkeit zu innerem Wachstum. Der Andere als Projektionsfläche für eigene Ängste. – So hatten wir das Thema bisher noch gar nicht betrachtet. Wir hatten über gesellschaftspolitische Lösungen für das Problem nachgedacht: Diversity Management, Integration, interkulturelle Bildung. Nun stießen wir auf die Notwendigkeit, auch nach innen zu schauen.

Erster Selbst-Test

Wer bin ich jenseits der Grenze?

Ich habe gedacht, irgendwann im Laufe der 24 Stunden würde die Angst aufhören. Aber das war nicht der Fall. Ich bin in meinem Leben noch nie so lange wach geblieben. Und habe noch nie mehrere Interviews hintereinander gemacht. Schon gar nicht fürs Fernsehen. Und erst recht nicht 24 Stück. Die Vorstellungen, an denen sich meine Ängste festmachen: Die Interviewpartner könnten langweilig oder anstrengend oder beides sein. Peter Felixberger oder ich oder beide könnten den Marathon nicht durchhalten und uns fürchterlich blamieren. Ich könnte kollabieren, vor laufenden Kameras. Und so weiter. Mir ist wichtig, diese Angst nicht zu verdrängen und zu überspielen, sondern bewusst zu spüren. Nach dem ersten Interview mit dem Fernseh-Profi Gerd Ruge fühle ich mich todmüde. Zwei Gespräche weiter kriecht Verzweiflung hoch: Das ist nicht zu schaffen. Entgegen allen Voraussagen, im improvisierten Studio im Berliner Hauptbahnhof werde Saunahitze herrschen, beginne ich zu frieren; würde ich nicht in einer Umbaupause einmal zum Kanzleramt und zurück joggen, meine Kiefer würden zu klappern beionnen. Gleichzeitig geschieht etwas anderes. Viele unserer Gesprächspartner sind Grenzgänger: Menschen, die ihre eigenen Limits überschritten haben, um fremde Räume zu betreten und sich selbst besser kennen zu lernen. Etwa der

Wüstenabenteurer Bruno Baumann, der die Sandwüste Alashan allein und zu Fuß durchquert hat und beim Erstversuch beinahe verdurstet wäre. Er kommt an den Interviewtisch – und sofort ist da Resonanz. Beide Seiten spüren etwas wie Seelenverwandtschaft. Wenn er davon spricht, dass wir Sicherheitszonen verlassen müssen, um etwas wirklich Neues zu lernen, kommt es mir so vor, als meine er auch Peter und mich. Wir befinden uns auf fremden Terrain. Irgendwann zwischen vier und fünf Uhr morgens kippt etwas. Ist es, weil die Sonne hinter dem Reichstag aufgeht, das erste, fahle Sonnenlicht nach einer langen Nacht am Interviewtisch? Jedenfalls weiß ich plötzlich: Sakra, wir werden es schaffen. Eine Welle der Euphorie strömt, wie ein Langstreckenläufer bekomme ich die zweite Luft. Abmoderation um 12 Uhr mittags, und dann fühlen die Kameraleute, die freiwilligen Helfer, die Fotografen, die Zeichner, der Teamarzt das gleiche: pure Glückseligkeit.

Vor dem Interviewmarathon hatte ich geglaubt, dass kulturelle Vielfalt ein rein gesellschaftspolitisches Thema ist. Ein Bündel der richtigen Maßnahmen müsse her: gutes Diversity Management, interkulturelle Trainings, Integration von Migranten, die Gleichstellung von Frauen, dann werde früher oder später schon ein Klima des offenen Umgangs mit Andersartigkeit entstehen. Doch die 24-Stunden-Selbsterfahrung lehrte uns, dass unser Verhalten in Situationen und gegenüber von Personen, die wir als fremd empfinden, sehr viel mit den eigenen Befindlichkeiten zu tun hat. Mit Gefühlen wie innere Ruhe, Angst, Freude, Neugier, Bedrohlichkeit, Staunen. Folglich müssen wir uns diesen Innenwelten zuwenden, wenn wir raus wollen aus der Falle von Fremdenfeindlichkeit.

Auf einer Konferenz über Diversity und die »Chancen der Vielfalt« in Berlin trat Angela Merkel auf. Überraschend im politischen Betrieb, der meist nur rational argumentiert und das Emotionale ausblendet, deutete sie in ihrer Rede auf den Zusammenhang zwischen dem Gefühl sich selbst und dem Fremden gegenüber: »Damit man überhaupt tolerant sein kann, muss man sich selbst erst einmal leiden können.« Mit einer positiven Einstellung zu sich und ihrem Land haben die Deutschen jedoch ein deutliches Problem. Dieses Hadern lässt sich, wenn auch nicht vollständig, auf die kollektiven Traumata aus zwei Weltkriegen und die Schuldgefühle wegen des Holocausts zurückführen. Sie sitzen tief, da reicht auch die allgemeinen Partystimmung während der Fußballweltmeisterschaft 2006 nicht, um sie in Luft aufzulösen. Vielleicht setzt die Kanzlerin deshalb auf Europa und seine Tradition der Vielfalt: »Die Toleranz ist die Seele unseres Kontinents.« Menschen aus anderen Kulturkreisen zu integrieren eröffne gewaltige Chancen, »wenn man ein Minimum an Offenheit und ein Minimum an Kraft aufbringt, sich auf etwas Unbekanntes einzulassen«.

Selbsthass führt zu Fremdenhass. Und umgekehrt, wie die Bibel mit ihrem bekanntesten Gebot formuliert: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.« In der üblichen Ausdeutung, darauf hat schon Fjodor Michailowitsch Dostojewski hingewiesen, geht unter, dass hier zwei Forderungen aufgestellt werden: nicht nur den Anderen zu lieben, sondern auch sich selbst. Das kann man äußerlich und moralisch verstehen, als einen Appell ans Gutmenschentum. Oder innerlich: In dem Maße, wie ich mich selbst kenne, annehme und mag, in dem Maße begegne ich auch anderen offen und voller Wertschätzung.

Zweiter Selbst-Test

Wie steht's eigentlich mit der Eigenliebe?

Ich finde mich einfach klasse. Meine Familie kennt mich nur als Strahlemann. Für die kleineren Kinder bin ich der Quatschmacher, der sie zum Lachen bringt. Ältere Damen erfreut mein gut gelaunter Charme. Kollegen kennen mich als Erfolgsmenschen, dem alles gelingt, was er anpackt. Nach außen also ein Narziss wie er im Buche steht.

Jetzt das Ganze noch mal, aber ehrlich: Ich habe 43 Jahre lang nicht ein einziges Mal geglaubt, Liebe zu verdienen. Ohne mir dessen voll bewusst zu sein, beherrschten Gefühle von Minderwert meine Innenwelt. Die Angst, nicht zu genügen, schlechter zu sein als die anderen, irgendwie falsch. Doch Regungen wie Furcht, Scham, Frust und Zorn verdrängte ich, bevor sie überhaupt aufsteigen konnten. Solche Teile meines Selbst sind mir immer fremd geblieben. Andere Menschen in meinem Umfeld erschienen stets liebenswerter, attraktiver und erfolgreicher als ich selbst. Was ich aber nie zugegeben hätte. Die gutgelaunte Außendarstellung diente vor allem dazu, die inneren Abgründe zu überspielen. Ein glänzendes Image als Schutzpanzer.

Ich erwähne das hier nicht, weil ich glaube, etwas Besonderes zu sein. Im Gegenteil: Untersuchungen zeigen, dass viele Menschen in westlichen Gesellschaften unter solchen Gefühlen von Minderwert leiden, unter Lieblosigkeit sich selbst gegenüber, unter verdrängten Gefühlen und verbotenen Gedanken. Die Leserinnen und Leser sind eingeladen, den Selbst-Test zu machen.

II. Was uns trennt

Die wenigsten Menschen erleben seelische Entfremdung bewusst. In Therapie gehen die, die es nicht mehr aushalten. Die meisten Menschen versuchen, ihre seelischen Löcher mit Dingen zu stopfen: mein Haus, mein Auto, meine Yacht. Auch deshalb ist Materialismus ein so weit verbreitetes Gesellschaftsmodell. Wenn gilt, dass aus der Selbstliebe die Basis entsteht, sich dem Anderen offen zuzuwenden, dann steht es schlecht fürs Projekt Toleranz. Aber es hilft auch nichts, liebevolle Gefühle einfach nur zu fordern. Vielversprechender ist es zu untersuchen, was uns von uns selbst trennt. In den seelischen Schichten, die sich wie Geröll über die wahre Eigenliebe gelegt haben

und uns davon spalten, machen wir eine überraschende Begegnung: Wir treffen einen Fremden. Wie im Krimi, wenn die Hausherrin einen maskierten Mann im eigenen Wohnzimmer stellt, möchten wir fragen: »Wer sind Sie? Und wie sind Sie überhaupt hier reingekommen?«

Begeben wir uns auf die Spur, wie ein Psychoprofiler der Polizei. Die Fährte führt weit zurück. Der Fremde in uns entsteht in der frühen Kindheit. In den ersten drei Lebensjahren, die den Gefühlshaushalt eines Menschen am stärksten prägen und an die er keine bewussten Erinnerungen hat. Säuglinge brauchen eigentlich nicht viel: die Brust als Nahrungsquelle, ein warmes, trockenes Zimmer und, dies vor allem, bedingungslose Mutterliebe. So weit, so einfach. Doch während die meisten Kinder bei uns materiell gut versorgt sind, hapert es beim dritten Punkt. Nicht alles, was liebevoll erscheint, ist auch echte Liebe. Der Therapeut Arno Gruen hat in seinem berühmtesten Buch »Der Fremde in uns« eine unheilvolle Dynamik zwischen Eltern und Kindern beschrieben. Erziehung, wie sie in westlichen Gesellschaften praktiziert werde, entfremdet Kinder von sich selbst. Sie basiert eben nicht auf bedingungsloser Liebe, sondern dient dazu, den Willen der Kinder zu brechen, sie zu kontrollieren und den eigenen Wünschen anzupassen. Gruen sieht diese Deformierung nicht als ein Gespenst der Vergangenheit. Sie sei vielmehr ein Modell, das von Generation zu Generation weitervererbt worden sei und heute noch eine Mehrheit der Heranwachsenden präge.

Unbewusst folgen viele Eltern einem Skript, einem Drehbuch für das Leben ihrer Kinder. Welchen Beruf er|sie einmal ergreifen soll, welche Erfolge erreichen, welche Träume verwirklichen, die man selbst geträumt, aber nicht ausgelebt hat. Alles festgeschrieben. Ohne Worte, ohne ein bewusstes Wissen darüber. Die Motivation, Kinder zu bekommen, besteht nicht nur darin, etwas für die Kinder zu wollen, sondern auch jede Menge von ihnen zu erwarten. An ihre Existenz werden heimlich Bedingungen geknüpft. Wenn das Kind mitspielt, ist es ein »gutes« Kind, wenn nicht, wird es als eigensinnig abgestraft. Um es gefügig zu machen, greifen die Erwachsenen auf altbewährte Hausmittel zurück: offene oder subtile Gewalt.

Schwarze Pädagogik, dunkle Vergangenheit, alles passé? Leider nicht! Solche Muster sich, weil unbewusst weitergegeben, hartnäckig wie Schreibfehler in einem Dokument, das immer und immer wieder kopiert wird. In Deutschland wurde das elterliche Züchtigungsrecht erst im Jahr 2000 abgeschafft. Erst seitdem haben deutsche Kinder offiziell das Recht auf eine gewaltfreie Erziehung. Im Familienalltag ist der juristische Fortschritt allerdings noch nicht angekommen. Für neun Prozent der Befragten, so zeigt eine aktuelle Umfrage, gehört das Schlagen von Kindern fest zur Erziehung, fast 40 Prozent befürworten es immerhin als »letztes Mittel«.

In 23 US-Bundesstaaten gehören verschiedene Formen von Prügel zu den anerkannten Schulstrafen, besonders beliebt ist das Schlagen mit einem Holzpaddel. In 31 Ländern sind in Gewaltmaßnahmen erlaubt, die vom Auspeitschen bis hin zu Amputationen von Körperteilen gehen. Die Psychologin Alice Miller schätzt, dass 90 Prozent der heute auf der Welt lebenden Menschen in ihrer Kindheit geschlagen worden sind. Die Schwarze Pädagogik lebt weiter.

»In unserer Kultur wird behauptet, es gebe eine Feindschaft zwischen Säugling und Eltern«, meint Arno Gruen, »der Wille des unreifen Kindes muss gebrochen werden, die Eltern wollen einen Machtkampf gewinnen.« Menschen, in denen aufgrund eigener liebloser Kindheits-erfahrungen ein Fremder vor sich hin vegetiert, übertragen diese Lieblosigkeit auf ihre Kinder, wodurch die sich ebenfalls von sich entfremden. Ein Staffettenlauf, bei dem alle verlieren. Im Deutschen Reich und in der Nazizeit sollte Erziehung unterwürfige, »abgehärtete« Kinder formen. »Zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl und flink wie Windhunde« wollte Adolf Hitler die männliche Jugend des Landes sehen. Alles lange her? Einsperren, Schläge und Schlimmeres gehörten bis Anfang der 70er Jahre zum anerkannten Erziehungsrepertoire. Erst im gesellschaftlichen Aufbruch der 68er Revolution geriet die Schwarze Pädagogik immer mehr in die Kritik. Nach den traumatischen Erfahrung der Vergangenheit mit Scheinautoritäten und deren Machtmissbrauch wurden nun so genannte antiautoritäre Konzepte verkündet. Sie sollten einen neuen, besseren Menschen schaffen. Zwar wurden dadurch Reformen angestoßen, die tatsächlich die offene, brutale Gewalt eindämmten. Aber gleichzeitig übersah man jene Strukturen der subtilen, versteckten Gewalt, die im Unterbewusstsein nisten und schwer erkennbar sind. Menschen, die in ihren ersten drei Lebensjahren elterlichen Repressionen ausgesetzt waren, werden in diesem Trauma am stärksten berührt genau in dem Moment, wo sie selbst Eltern werden. Sie werden mit unbändigen Gefühlen von Lebensfreude oder Wut konfrontiert, die sie nicht ertragen. Solche Ausbrüche von Lebendigkeit werden unterdrückt; andernfalls müssten sich die Eltern dem »Fremden in sich« stellen: ihren verbotenen Gefühlen, Gedanken, Handlungen. Dem eigenen ungelebten Leben. Und die Kinder? Ihre einzig mögliche Überlebensstrategie als hilfsbedürftige Wesen besteht darin, sich mit Mutter und Vater zu arrangieren. Egal wie kalt und ablehnend sie erlebt werden. Der Mythos von den guten Eltern muss aufrecht erhalten werden. So verwerfen Kinder ihre echten Wünsche, Glücksgefühle, Schmerzen und Ängste. In ihrem Inneren breitet sich eine tote Zone aus, ein Raum, den sie möglichst niemals wieder betreten möchten, weil sie glauben, den Schmerz nicht aushalten zu können. In diesem Raum lebt der Fremde, eingeschlossen hinter verriegelten Türen. Dieser Alien wird ihnen später

wiederbegegnen. Allerdings an Orten und zu Zeiten, wo sie ihn nicht erwarten. Eine unheimliche Begegnung der Dritten Art kündigt sich an.

Dritter Selbst-Test

Meine Kindheit – liebevoll oder Liebe leer?

Ihr sollte es einmal besser haben als wir, sagten die Eltern gerne. Meinem Vater, in einem deutschen Dorf der Ukraine geboren, wirbelten die Wechselfälle der deutsch-sowjetischen Beziehungen die ersten Lebensjahre durcheinander. Als die Wehrmacht Polen überfiel, internierten die Sowjets viele Deutsche in Lagern, auch meinen Opa. Großmutter war gestorben, als mein Vater vier Jahre alt war. So wurde er zwischen Verwandten hin und her geschoben, für die er ein unerwünschter Esser mehr am Tisch war. Eine Kindheit mit wenig Liebe und viel Grausamkeit. Nicht anders meine Mutter. Sie erlebte Krieg, Hungerzeiten, Zerstörung und Wiederaufbau in ihrem Heimatdorf im Sauerland. Mit einem jähzornigen Vater, der als Holzfäller arbeitete, und einer Mutter, die Hartherzigkeit zum Erfolgsrezept in harten Zeiten erhob.

Meine Eltern glaubten an Autoritäten. »Die da oben« wüssten schon, was richtig sei. Zu denen da oben gehörte sogar die Hebamme, die meiner Mutter Anweisungen gab, wie ihr Erstgeborener zu erziehen sei. Schon einem Säugling könne man Ordnung und Pünktlichkeit einpauken. Zum Beispiel beim Stillen. Meine Mutter solle mich alle vier Stunden anlegen, keine Ausnahmen! Wenn ich vor Hunger weinte, hat sich Mutter zusammengerissen und gewartet, bis die vier Stunden um waren. Inzwischen hatte ich manchmal geschrieen, bis ich in totaler Erschöpfung einschlief. Aber dann schlug der Fütterungstakt zu, ich wurde aus dem Schlaf gerissen und an die Brust gelegt. Das habe ich natürlich nicht bewusst erlebt, sondern von meiner Mutter – die diese Gewaltakte nachträglich bereute – so geschildert bekommen. Vielleicht denke ich deshalb bei »Stillen« an »stumm machen«.

Meine früheste Erinnerung geht zurück ins Alter von drei Jahren. An einem Vormittag spielte ich bei meiner Oma in der Küche. Plötzlich sah ich im Augenwinkel eine riesige, von Kopf bis Fuß schwarz gekleidete Gestalt, die langsam auf mich zuschritt. Vor dem Gesicht trug sie eine Maske. Als ich sie bemerkte, stieß sie ein dumpfes Grollen aus. Was danach geschah, weiß ich wiederum nur von meiner Mutter: Ich schrie in Todesangst und war stundenlang nicht zu beruhigen. Als meine Oma die Maske abnahm, muss sie etwas gemurmelt haben wie »...hat uns auch nicht geschadet«. Sie wollte mit ihrer Vorstellung den Geschichten vom Schwarzen Mann, mit dem uns gedroht wurde, ein wenig mehr Gewicht verleihen. Ist doch nichts dabei!

Lautes Leben war bei uns Zuhause verboten. Ob Lachen oder Streiten: Der Geräuschpegel seiner Kinder war für Vater immer zu hoch. Er beklagte sich über den Baustellenlärm tagsüber, »wenigstens abends will ich meine Ruhe haben«. So schlichen wir einen Großteil unserer Kindheit auf leisen Sohlen durchs Haus, immer in Angst, dass dem Familienoberhaupt »die Hand ausrutscht«, wie das hieß. Der Lehrer in der Grundschule schlug mit dem Zeigestock aus Fieberglas zu, der Pastor warf in der Religionsstunde mit Büchern. In unserem Dorf bekamen

die meisten Kinder regelmäßig »Dresche«. Alles nur zu ihrem Besten! Wir waren dazu verdonnert, diejenigen zu lieben, die uns schlugen. Kein Wunder, dass ich mich nicht mochte und Teile meiner Persönlichkeit mir immer fremd blieben.

Ein Einzelfall? Schön wär's. In unserer Gesellschaft basieren viele Lebenskonzepte insgeheim auf dem Versuch, nie wieder den Schmerz des hilflosen Ausgeliefertseins spüren zu wollen. Egal ob so jemand Vorstandsvorsitzender, Spitzenpolitiker oder Buchautor wird, das ist das Teuflische daran: Der Entfremdung entkommt er nicht. Erziehung, die auf körperlicher oder seelischer Gewalt beruht, produziert Opfer. Ist diese respektlose Art der Erziehung fest in die mentale Matrix einer Gesellschaft eingebaut, produziert sie massenweise Opfer. Wer sich jedoch, meist ohne es zu wissen, mit seinem Opferdasein identifiziert, wird früher oder später selbst zum Täter. Diese eherne Regel ist der Grund, warum sich die Muster der Zähmung so zäh halten. Sie werden vom Stärkeren an den Schwächeren weitergegeben, der eines Tages, sobald er die Oberhand hat, sich seinerseits Schwächere sucht. Bevorzugt die eigenen Kinder, aber auch den Partner: Frauen als das (körperlich) schwächere Geschlecht, aber auch Männer werden geschlagen; hier ist die Dunkelziffer aus Scham über die »Schwäche« besonders hoch. In der Gesellschaft bieten sich Minderheiten an: Schwule und Lesben, Migranten, die häufig in einer wirtschaftlich schwächeren Position sind.

Als wir für das Vorgängerprojekt PEACE COUNTS zu Recherchen in Konfliktregionen reisten, trafen wir nur Opfer. Ob Israelis oder Palästinenser, ob Singhalesen oder Tamilen, ob katholische oder loyalistische Nordiren: Jeder von ihnen schilderte sich selbst als (gutes) Opfer und die jeweils anderen als (böse) Täter. Die eigenen Taten wurden ausgeblendet. Gleichzeitig ergaben unsere Nachforschungen, dass sich in diesen von ethnischen Konflikten erschütterten Ländern die Gewalt auch im privaten Bereich ausbreitet: in Partnerschaften, Familien, in der Schule. Der Hamburger Philosoph und spirituelle Lehrer OM C. Parkin provoziert mit dem Satz: »Opfer sind nicht erkenntnisfähig.« Wenn jemand seine ganze Aufmerksamkeit auf seine Rolle als Erdulder von Gewalt richte, so Parkin, dann blende er aus, wie er sie selbst gegen andere richtet. Alice Miller nennt Rachsucht als Triebkraft vieler Opfer: »Aus diesen Kindern werden Erwachsene, die es irgend jemandem zurückzahlen müssen.« Das verhängnisvolle Spiel geht solange weiter, bis Menschen es sich bewusst machen, Verantwortung übernehmen und aus der Gewaltspirale ausbrechen. Vielleicht ist es das, was Hölderlin meinte, als er schrieb: »Das Eigene muss so gut gelernt sein wie das Fremde.«

Solange jedoch der seelische Wirkmechanismus unbewusst bleibt, wächst und gedeiht der Fremde in uns. Und dann kommt es zu der bereits angekündigten Begegnung der Dritten Art: Der Fremde innen stößt auf den Fremden außen. Er ist seit alters die bevorzugte Zielscheibe. Auf ihn werfen wir jenes seelische Material, das wir bei uns ablehnen und abspalten. Die Psychologie nennt diesen Vorgang Projektion. Wir sehen bei anderen das in uns Ungeliebte. Für unsere Bedrohungsgefühle ist es zunächst einmal völlig egal, wie sich der äußerlich Fremde tatsächlich verhält. Die Realität entsteht im Kopf. Der Psychotherapeut und Autor Paul Watzlawick bringt unseren Hang zur Projektion humorvoll auf den Punkt. In seiner »Anleitung zum Unglücklichsein« erzählt er die Parabel von einem Mann, der sich bei seinem Nachbarn einen Hammer ausborgen will. Während er sich auf den Weg macht, kommen die ersten Zweifel. Was, wenn ihm der Nachbar nichts leihen wolle? Je näher er der anderen Haustür kommt, desto mehr steigert er sich in Fantasien, wie der andere sich über ihn erheben und zurückweisen würde. Bis er schließlich, als sich die Tür öffnet, den Ahnungslosen anschreit: »Behalten Sie ihren Scheißhammer doch für sich.« Er wirft dem anderen nichts anderes an den Kopf als seinen gefühlten Minderwert.

Der Andere kann als feindlich erscheinen, ohne dass er sich tatsächlich so verhält. Der wahre Feind steckt innen. Schon 1912 hatte Sigmund Freud erkannt: »Dies Unheimliche ist wirklich nichts Neues oder Fremdes, sondern etwas dem Seelenleben von alters her Vertrautes, das ihm nur durch den Prozess der Verdrängung entfremdet worden ist.« Die bulgarisch-französische Psychoanalytikerin Julia Kristeva beschrieb ein Scheingefecht, das wir nie gewinnen können: »Der Fremde ist in uns selbst. Und wenn wir den Fremden fliehen oder bekämpfen, kämpfen wir gegen unser Unbewusstes – dieses ›Ureigene‹ unseres nicht möglichen ›Eigenen‹.« us-Präsident George W. Bush beispielsweise prägte das Wort von der »Achse des Bösen«, deren Hauptakteur der saudi-arabische Fundamentalist Osama bin Laden sei. In ihm sah er die Inkarnation von Herrschsucht, terroristischer Unterdrückung, skrupellosem Einsatz von Gewalt. Das Böse in personam. Studiert man die Reden bin Ladens aus der gleichen Periode, finden sich frappierende Übereinstimmungen, nur spiegelverkehrt: Für den Islamisten ist die USA das Reich des Bösen und Bush ein Staatsterrorist, der die Sünde in die Welt exportiert und dabei vor keiner Greuelthat zurückschreckt. Beide sehen im anderen Eigenschaften, die sie bei sich selbst ausblenden. Es ist der Fremde in ihnen, der diese Blinden Flecken erzeugt.

Vierter Selbst-Test

Was ist mir fremd?

Fangen wir mit einem banalen Gegenstand an: die Sonnenbrille. Wenn ich in London an einem regengrauen Tag im Bus neben einem Schwarzen sitze, der verspiegelte Gläser vor den Augen hat, finde ich das befremdlich. Ich spüre ein Unwohlsein, das sich bei näherem Hinsehen als ein leichter Anflug von Bedrohung herausstellt. Wer seine Augen verbirgt, hat etwas zu verstecken. Mir fallen Ermahnungen aus der Kindheit ein: Wer flüstert, der lügt. Und die vielen Krimis, in denen die Schurken leicht an den schwarzen Brillen zu identifizieren waren. Dunkelmänner tragen Sonnenbrillen. Und passt ja: Der Mann im Bus ist schwarz. Deshalb bin ich nicht offen für die Möglichkeit, dass eine verspiegelte Ray Ban für den modisch gekleideten Youngster neben mir nichts anderes als ein modisches Accessoire ist. Vielleicht auch ein Statussymbol. Da wären wir auch schon bei der nächsten Befremdlichkeit: Menschen, die zeigen, was sie haben. Bei Interviews in Indien, als ich Frauen aus der aufstrebenden Mittelschicht befragte, provozierte mich deren überbordender (so sah ich das) Goldschmuck. Ähnliche Gefühle, als mir König Otto Kuame III, ein traditioneller Herrscher im Gebiet nahe der ghanaischen Hauptstadt Accra, mit sichtlichem Stolz seinen glanzpolierten schwarzen Mercedes vorführte. Jedes Mal gehe ich in Ablehnung, ohne zu merken, wie mich der Fremde in mir an unsichtbaren Fäden zappeln lässt. Als Kinder durften wir den Stolz über einen Erfolg, der uns in der Schule gelungen war, nicht zeigen. Am besten, so schärften uns die Eltern ein, fällt man nicht auf und geht »den unteren Weg«. Denn wer sich exponiert, kriegt eins von oben drauf.

Drittes Beispiel: Beim Besuch in Ghana ging es um eine Reportage über Heilige Wälder. Das sind Urwälder, in denen nach animistischem Glauben Götter oder Geister leben. Baumfällen wäre ein Sakrileg. Den Holzfrevler träfe ein Fluch. Für den sakralen Naturschutz zuständig war, eine Autostunde von der Hauptstadt Accra entfernt, ein grauhaariger Priester und seine jungen Gehilfinnen. Eine Woche lang recherchierte ich dort – und verstand von Tag zu Tag weniger, was vor sich ging. Eines Nachts tanzten und trommelten die Fetischpriesterinnen vor meinem Fenster. Sie waren nur mit einem weißen Hüfttuch bekleidet. Der nackte Oberkörper war weiß bemalt. Sie tanzten immer ekstatischer. Ihre Hüften kreisten, die Brüste wippten im Rhythmus. Wäre ich ehrlich zu mir gewesen, hätte der Gedanke gelautet: Bitches! Alles Schlampen, außer Mutti. Die nämlich hat sich stets »zurückhaltend« gekleidet. Ihre Rüschenblusen knöpfte sie bis oben zu. Wenn sich in einem Film ein Paar küsste, sagte sie angewidert: »Jetzt lecken sie sich wieder an der Spucke.« Körper sind eklig. Auch der eigene. Das hat sich bei mir eingegraben, nun begegnete es mir bei den Tänzen im Regenwald von Pokuase wieder. Hier noch ein kleines Register weiterer Befremdungen: Körpergerüche und auffälliges Make-up; weiblich anmutende Männer und männliche Frauen; Eltern, die »ich liebe dich« zu ihren Kindern sagen; Distanzlosigkeit bei Afrikanern; Kopftücher bei Musliminnen. Jede Ablehnung steht für einen Skizzenstrich, alle zusammen zeichnen das Porträt des Fremden in mir. Ich gebe zu, dass es mir nicht leicht fällt, ihm in die Augen zu schauen. Aber er gehört zu mir. Wer, außer mir, sollte sich um ihn kümmern?

Der Fremde in uns begrenzt unser Sichtfeld. Auf wenige Dinge, die wir beim anderen schätzen, im Gegensatz zu den vielen, die wir bei ihm ablehnen. Durch Hass werden wir uns fremd. Bestimmt. Fremdbestimmt. Hier liegen die wahren Wurzeln für diskriminierendes, sexistisches, rassistisches, fremdenfeindliches, abwertendes Verhalten. Wurzel heißt auf lateinisch Radix. Sich des Fremden in uns anzunehmen, ihn bewusst kennen zu lernen: Das ist radikales Denken, im Gegensatz zu dem hilf- und fruchtlosen Herumkurieren an den Symptomen von Fremdenfeindlichkeit.

Wie im einzelnen Mensch gibt es auch in Kulturen verdrängte und abgespaltene Anteile: das kollektiv Unbewusste. Erforscht wird es von der Ethnopschoanalyse, in der Völker- und Seelenkunde zusammenfließen. Wer die Sitten und Gebräuche einer anderen Kultur erforsche, so der führende Ethnopschoanalytiker Mario Erdheim, werde dabei automatisch damit konfrontiert, was die eigene Kultur versucht, unsichtbar zu machen. Nehmen wir Famadihana, einen Totenkult der Madagassen, der ethnologisch gut erforscht ist. Er beruht auf dem Glauben, dass die Vorfahren immer ein lebendiger Teil der Familie bleiben. Die Ahnen steuern aus dem Jenseits die Geschehnisse ihrer Nachfahren. In der Vergangenheit wurden für die Toten aufwändigere Häuser errichtet als für die Lebenden, gemäß dem madagassischen Sprichwort: »Ein Haus wird nur für ein Leben gebaut, ein Grab aber für die Ewigkeit.« Entsprechend liebevoll kümmert man sich um die verstorbenen Verwandten. Nach sieben bis zehn Jahren, wenn Trauer und Traurigkeit ausgestanden sind, versammelt sich die Großfamilie, gräbt die sterblichen Überreste aus und kleidet die Toten neu ein. Ein paar Zebu-Rinder werden geschlachtet, man legt festliche Kleider an und pilgert zur Grabstätte. Dort wird gegessen, getrunken, musiziert, vielleicht ein Schauspiel aufgeführt, das der Verstorbene gerne gemocht hat. Uns erscheint das alles ungewöhnlich bis bizarr. Doch wenn man diese Befremdlichkeit zu seinen Wurzeln zurückverfolgt, lernt man viel über den Umgang mit dem Tod in unserer Gesellschaft. Wie er in Krankenhäuser und Sterbehospize ausgelagert wird; wie atemlos wir Leben als letzte Gelegenheit inszenieren; wie konsequent die meisten Menschen die Tatsache verdrängen, dass uns außer dem Sterben nichts sicher ist. Hier wird nichts zu Ende gedacht. Der Tod hat Sex als Top-Tabu ersetzt. Mit den Augen der anderen: Wie schräg findet es ein traditionell geprägter Madagasse wohl, dass manche Deutsche die Leiche ihrer Mutter, mit der sie vielleicht schon lange nichts mehr zu tun hatten, möglichst schnell verbrennen und die Urne an einer Stelle beisetzen lassen, die sie nie wieder besuchen?

Kollektiv Unbewusstes tritt ins Bewusstsein, wenn wir Differenz erleben. In diesem Fall der ganz andere Umgang mit Sterben, Vergänglichkeit, Ewigkeit in Madagaskar. Was ist deutsch? Geschichte, komplexe Traditionen, gelebte und ungelebte Werte, Verbindendes und Verschiedenheit, bewusste Sitten und unbewusste Haltungen: Das alles tritt deutlicher zu Tage, wenn wir dem ganz Anderen begegnen. Mario Erdheim sagt: »Was ein Schweizer ist, erfahre ich, wenn ich einen Ausländer treffe. Als Mann erfahre ich mich in der Begegnung mit der Frau.« So finden auch Gesellschaften einen Spiegel, in dem sie ihre Konturen sehen können. Indem sie Ethnologen und Reporter ausschicken, fremde Kulturen zu erforschen, erfahren sie etwas über die anderen und viel über sich selbst. Wenn sie das wollen.

Deutschland könnte etwas über ein weiteres Tabu lernen: seine Fremdenfeindlichkeit. Sie hat eine lange Tradition, wie sich am Beispiel der Juden zeigen lässt. Sie wurden schon im Mittelalter von der Kirche als »Christusmörder« diffamiert, ausgegrenzt und verfolgt, eine Geschichte pauschaler Feindlichkeit, die mit dem Holocaust ihren traurigen Höhepunkt erlebte. Für das deutsche Kollektiv ist die systematische Tötung von Juden nach wie vor mit Scham und Schuld besetzt, Deshalb wird verdrängt, wie verbreitet Rassismus bei uns immer noch ist. Werden Ausländer zusammengeschlagen oder sogar getötet, beeilt sich die deutsche Öffentlichkeit zu erklären, es handle sich um Taten von wenigen braunen Schafen. Abwiegeln als Reflex. Auch deshalb, weil das Ausland jedes Anzeichen für ein Erstarken des Rechtsradikalismus argwöhnisch beobachtet. Wobei Projektion auch zwischen Ländern funktioniert. Als ich einige Jahre in London lebte, fiel mir auf, wie hysterisch die Tabloids, auflagenstarke Boulevardblätter, auf alles reagierten, was deutsch war und nach Nazi roch. Gleichzeitig stößt man in der weißen, englischen Gesellschaft auf eine Menge rassistisches Gedankengut. Es hagelt Vorwürfe und Anzeigen wegen rassistischen Mobbings. Wer bei der Londoner Polizei eingestellt wird, erhält eine kiloschwere Anweisung für nicht-rassistisch-sexistisch-diskriminierendes Verhalten ausgehändigt. Er muss unterschreiben, es bekommen zu haben. Wohlgemerkt, die Behörde interessiert nicht, ob er es auch gelesen, verstanden und verinnerlicht hat; sie will sich vor allem vor Schadensersatzklagen von Angestellten schützen, die sich herabwürdigend behandelt fühlen könnten. Wenn also England in Deutschland Rassismus anprangert, ist auch Projektion im Spiel.

Zwei Länder, das gleiche Tabu. Fremdenfeindlichkeit kann es nicht geben, weil es sie nicht geben darf. Diese Verdrängung steht im krassen Gegensatz zu den Befunden der Wissenschaft. Der deutsche Ethnologe Christoph Antweiler erforscht Universalien. Das sind Phänomene und Verhaltensweisen, die in sämtlichen Kulturen vorkommen. Antweilers Forschungen haben ergeben, dass es Xenophobie, die Angst vor Fremden, tatsächlich überall auf der Welt gibt. Sie lässt sich leicht aus der Evolution von *Homo sapiens* erklären. Ob Jäger, Sammler oder Bauer, Menschen mussten schon seit Urzeiten bei jeder Sichtung eines Fremden entscheiden: Freund oder Feind? Eine existenzielle Frage, denn eine Fehleinschätzung konnte tödlich enden. Auch Mario Erdheim, der Ethnopsychologe, geht von der Allgegenwart von Xenophobie aus: »Jemand der von sich behauptet, er sei völlig frei von Fremdenangst, käme mir sehr suspekt vor.«

Der Ausweg besteht nicht darin, die Augen vor dieser Angst zuzumachen. Sondern sich ihr zu stellen. Denn heute ist die Welt von 6,2 Milliarden Fremden bevölkert. Alle sind miteinander vernetzt. Voneinander abhängig. Durcheinander gemischt. Da wird Xenophobie zum Hemmschuh. Oder schlimmer: Sie steigert sich zum Hass. In Deutschland etwa, so zeigen Studien des Pädagogen und Sozialisationsforschers Wilhelm Heitmeyer, nimmt die Fremdenfeindlichkeit zu. Für die Langzeitstudie »Deutsche Zustände« lässt er seit 2002 jährlich die Bundesbürger befragen. Seitdem ist die Zahl derjenigen, die sagen »Es leben zu viele Ausländer in Deutschland« kontinuierlich auf über 60 Prozent gestiegen. »Bei knapper werdenden Arbeitsplätzen sollten Ausländer in ihre Heimat zurückgeschickt werden« bejahen 36 Prozent der Deutschen, ebenfalls mit steigender Tendenz. Bei einer anderen repräsentativen Umfrage fiel 91 Prozent der Deutschen zu Islam die »Benachteiligung der Frau« ein, gefolgt von Fanatismus, Gewaltbereitschaft und Vergeltung. Genauso aufschlussreich war der Gegencheck der Demoskopien: Als Eigenschaften des Christentums nannte die erdrückende Mehrheit Nächstenliebe, Achtung der Menschenrechte und Wohltätigkeit. Die Greuelthaten, die im Zeichen des Kreuzes verübt wurden und werden: vergessen und verdrängt. Mancher blinde Fleck ist größer als der Petersplatz.

Heitmeyer sieht einen engen Zusammenhang zwischen Unsicherheitsgefühlen und der Ablehnung von Ausländern. Desintegration sei ein Hauptgrund für fehlende Orientierung. Eine wachsende Schicht von Deutschen sei weder sozial abgesichert noch wirtschaftlich eingebunden noch sehe sie ihre Leistungen anerkannt. Auch die sich öffnende Schere zwischen Arm und Reich trägt dazu bei, dass sich viele nicht mehr dazugehörig fühlen. Die Erfahrung von Desintegration, so Heitmeyer, verstärke Konflikte und schüre den Hass auf Fremde. Integration, das ist die überraschende Erkenntnis, sollten nicht nur Zuwanderer einbinden, sondern vielmehr die Inklusion aller anstreben.

Deutsche Zustände. Die Befunde belegen, dass sich ablehnende Haltungen der Mehrheit nicht auf ausländische Gruppen beschränkt. Sie erstreckt sich auf Minderheiten allgemein: Behinderte, Schwule und Lesben, Andersgläubige. Auf alle, die »anders« sind. Ein Grundmuster der Abwertung werde erkennbar, so Heitmeyer: Die Geringschätzung »schwacher Gruppen dient dann der eigenen Selbstaufwertung«. Die Methode ist uralte und dennoch hochaktuell: Mach den anderen nieder, um dein Ego aufzupumpen! Diese Haltung verbreitet sich immer dann, wenn die Ängste vor sozialem Abstieg zunehmen. Dafür ist kein Ende in Sicht. Im Gegenteil: Globalisierung erschafft neue Bedrohungsszenarien. Die Konkurrenz auf internationalisierten Arbeitsmärkten wird härter, Finanzspekulationen unberechenbar. Höchst unwahrscheinlich, dass die nationale Beschaulichkeit regulierter Refugien wiederkommt. »Die neue Unsicherheit«, sagt der amerikanische Soziologe Richard Sennett, »ist keineswegs nur eine unerwünschte Folge unserer unsteten Märkte, sie ist in den neuen Kapitalismus einprogrammiert.« Aus all dem folgt: Diversity Management ist mehr als die Förderung von Frauenkarrieren oder Mahlzeiten für Muslime in der Werkskantine. Die Vision ist ehrgeiziger. Sie zeichnet das Bild von Gesellschaften und Bürgern, die Verantwortung übernehmen, indem sie sich ihre Ängste vor Andersartigkeit bewusst anschauen – und sie überwinden. Oder wie es die Psychoanalytikerin Julia Kristeva ausdrückt: »Wenn wir unsere Fremdheit erkennen, werden wir draußen weder unter ihr leiden noch sie genießen. Der Fremde ist in mir, also sind wir alle Fremde. Wenn ich Fremder bin, gibt es keine Fremden.«

Nichts ist an der Menschenwelt so
erstaunlich wie die Fähigkeit
der Zusammenlebenden,
mit den Unterschieden zwischen
ihnen zurechtzukommen.

*Peter Sloterdijk,
deutscher Philosoph*

III. Was uns verbindet

Wenn wir uns ohne Denkverbote anschauen, was uns vom Anderen und von Andersartigkeit trennt, ist das bereits die Lösung des Problems. Um Gemeinschaft und Solidarität zu erzeugen, helfen Appelle wenig. Moral ist ein unzuverlässiger Ratgeber, denn sie ändert sich von Jahr zu Jahr, von Land zu Land. Sie erreicht nur den rationalen Geist, während die Ursachen von Abwertung in Gefühl und Seele liegen. Der wichtigste Schritt, um Trennendes zu überwinden, besteht darin, es sich bewusst zu machen, einschließlich seiner leidvollen Konsequenzen. Was so einfach klingt, kann eine große Herausforderung sein.

Doch es gibt auch einen Schatz von Gemeinsamkeiten zwischen den Menschen, so unterschiedlich sie auf den ersten Blick auch sein mögen. Zu der schlechten Nachricht, dass Xenophobie in allen Kulturen der Welt vorkommt, hier nun die gute: Auch Gastfreundschaft ist eine Universalie, die in allen Kulturen der Welt gepflegt wird. Mario Erdheim berichtet, was rituell geschieht, wenn ein Unbekannter die brasilianischen Yanomami besucht. »Man kommt an mit dem Kanu, nähert sich dem Dorf, und da stehen alle Männer und zielen mit dem Pfeilbogen auf den Fremden – bis einer der Männer ihn zu sich ruft. Von dem Moment an ist der Rufer für den Fremden verantwortlich. Wenn sich niemand bereit erklärt, für ihn die Verantwortung zu übernehmen, wird er getötet. Jeder Fremde bedeutet grundsätzlich eine Gefahr - aber das Gast- und Asylrecht ist das kulturelle Mittel, diese Gefahr zu bannen.«

Ist die allfällige Freund-Feind-Entscheidung einmal zur freundlichen Seite hin gefallen, setzen Gastgeber alles daran, den Reisenden zu umsorgen.

Universalien sind Muster im Ozean der Vielfalt. Ob bei den 70 000 Samen im Norden Skandinaviens oder rund einer Milliarde Han-Chinesen: Es gibt eine große Anzahl von Verhaltensweisen, die in allen Kulturen vorkommen. An dieser Stelle braucht es keine Appelle an weltweite Solidarität, Universalien beschreiben ein tatsächlich vorhandenes gemeinsames Fundament, auf das Verständigung über alle Grenzen hinweg bauen kann. Gastfreundschaft steht in enger Verbindung mit einer anderen Universalie, dem Inzestverbot. Heirat und Sexualität mit nahen Verwandten ist überall auf der Welt verboten. Wer jedoch als »naher Verwandter« zählt, unterscheidet sich regional. Das kann in schwarzafrikanischen Kulturen auch ein als Onkel titulierter Freund des Vaters sein. Als evolutionäre Funktion des Verbots nehmen Forscher die Vermeidung von Erbkrankheiten an. Wenn potenzielle Partner nicht zur Familie oder zum Stamm gehören dürfen, müssen sie von außen kommen.

So öffnen sich Gemeinschaften dem Fremden. Denn die bringen »frisches Blut«, was auch im übertragenen Sinne gilt: neue Ideen, Sitten und Gebräuche, kulturelle Einflüsse. Um nicht zu verarmen, müssen Gesellschaften ihre Grenzen durchlässig machen, das ist der genetisch-kreative Imperativ.

Fünfter Selbst-Test

Wie offen ist Oberhundem?

Mein kleines Heimatdorf im Hochsauerland. Die Fichten sind dunkelgrün, im Winter weiß, sonst passiert hier nicht viel. Man ist katholisch, wählt christlich und ist Mitglied im Schützenverein »Blaue Kittel«. Früher arbeiteten die Menschen hier als Bauern und im Wald, heute pendeln sie in kleine Fabriken entlang von Hundem und Lenne. Doch die weltweiten Menschenströme durchspülen heute auch dieses abgelegene Örtchen. Als in den 70er Jahren die ersten spanischen »Gastarbeiter« kamen, wurden sie in umgebauten Scheunen und schäbigen Baracken untergebracht. Dann brachte ein Portugiese seine Familie mit. Deren Sohn Luis, ein begnadeter Gitarrespieler, war der erste Schwarm meiner Schwester. Mein Vater sagte: »Ich habe nichts gegen Ausländer – aber nicht in der Familie.« Für Asylbewerber, erst aus Afrika, später aus Bosnien und dem Kosovo, wurden neben dem Sportplatz ein paar Container übereinander gestapelt, weit außerhalb des Dorfes. Misstrauen ist manchmal hartnäckiger als sauerländischer Dauerregen. Aber irgendwann bröckelt es doch. Auch meine Familie öffnete sich dem Neuen. Einer der kleinen Kosovaren wurde von meinem Vetter adoptiert und ausgebildet. Eine Cousine outete sich als lesbisch und bringt ihre Partnerin auf Familienfeiern mit. Als ich damals den Kriegsdienst verweigerte, schalt man mich einen Drückeberger; heute sind Zivis die Herzensstars alter Leute im Dorf. In meiner Verwandtschaft gibt es Verheiratete und Unverheiratete, Vegetarier und Fleischesser, Südtirol-Fan und Thailandreise, einige sind aus der Kirche ausgetreten, andere mitten drin, es gibt links und rechts, Volksmusik und Hardrock, bodenständig und hypermobil. Und das jährliche Schützenfest ist kein Muss mehr, aber selbst für einstige Revoluzzer eine Option.

Jeder Mensch bewegt sich in seiner biologischen Entwicklung vom Vertrauten ins Fremde. Im Mutterbauch verschmilzt der Fötus noch in der Einheit, versorgt über die Nabelschnur, im warmen Fruchtwasser geborgen. Ozeanische Gefühle. Doch mit dem Schockerlebnis der Geburt beginnt der Weg in die Autonomie. Eine der wichtigsten Gehhilfen dabei ist Empathie: die Gabe, sich in andere einzufühlen, ihre Handlungen zu verstehen und darauf zu reagieren. Sie ist überlebenswichtig. »Ohne die Fähigkeit, die Gedanken und Gefühle der anderen zu verstehen, könnten wir ihre Absichten nicht erkennen«, meint der amerikanische Psychologe Arthur Ciaramicoli. »Wir würden alle Fremden als Feinde auffassen oder ihnen gegenüber bestenfalls gleichgültig bleiben; selbst Freunde und die Familie würden wir mit Desinteresse behandeln.«

Säuglinge trainieren ihre sozialen Kompetenzen ab dem ersten Lebenstag. Schon Neugeborene fangen an zu weinen, wenn sie andere Babys jammern hören. Sie teilen deren Gefühle. Wenn sie zwei Monate alt sind, reagieren sie mit Tränen, wenn sie einen Menschen weinen sehen. Noch wichtiger ist es jedoch für ein Baby, sich in die Gefühlslagen seiner Mutter hineinzusetzen. Es ist völlig auf deren Wohlwollen, Zuwendung und Nahrung angewiesen. Empathie hilft ihm zu erkennen, wie die Mutter auf seine Aktionen reagiert, freudig, traurig oder wütend. Es wird versuchen, sich so anzupassen, dass die Mutter nicht das Interesse an ihm verliert; andernfalls hätte das Kleine Vernachlässigung oder sogar den Tod zu fürchten. Zweieinhalb Monate alte Kinder verändern ihren Gesichtsausdruck, um auf die glücklichen oder traurigen Mienen ihrer Mütter zu reagieren. In den ersten Lebensjahren sucht ein Kind ständig deren Körper- oder Sichtkontakt. Unbekannten gegenüber »fremdeln« sie: Sie verbergen das Gesicht, schauen ängstlich, klammern sich am mütterlichen Bein fest. Doch der Radius, in dem sie sich bewegen, wird ständig größer. Im Alter von einem Jahr wächst die Wahrscheinlichkeit, dass ein Kind ein unbekanntes Spielzeug in die Hand nimmt oder mit Fremden spielt, wenn es mit einem Lächeln oder Kopfnicken dazu aufgefordert wird. Je liebevoller und stabiler die Beziehung zwischen Eltern und Kindern in den ersten Lebensjahren, desto souveräner und offener geht ein Mensch später auf Fremde zu. Empathie ist eine Fähigkeit, die wir zwar alle besitzen, die aber unterschiedlich stark ausgeprägt wird. Ciaramicoli schreibt: »Die der Einfühlung zugrunde liegende Nervenverbindung kann durch unsere früheren Erfahrungen mit liebenden, aufmerksamen Menschen sanft umhüllt und verstärkt werden und uns somit vor emotionalen Schlägen schützen.«

Empathie kann trainiert werden. Am besten in der frühen Kindheit. Reagieren Eltern wirklich besorgt, wenn ihr Kind sich verletzt hat und zeigen mit liebevollen Worten und Taten, dass sie verstehen, was es durchmacht, fühlt es sich akzeptiert und verstanden. Nach und nach gewinnt es Vertrauen in sein ständig wachsendes Gefühlsrepertoire. Schon im Alter von sechs Jahren können Kinder zwischen Gefühlen unterscheiden, die andere tatsächlich haben, und denen, die sie ausdrücken.

»In den Mokassins eines anderen gehen« nannten nordamerikanische Indianer den Vorgang, mental in die Rolle eines anderen zu schlüpfen. Wir haben darin viel Übung, denn dieser perspektivische Rollentausch geschieht ständig. Wenn der junge, charmante Jack, dessen Geld nur für ein Ticket der dritten Klasse reicht, und Rose, die Tochter aus gutem Hause, sich nach vielen Wirren einer unmöglichen Liebe am Bug des Luxusliners treffen, hoch über den schäumenden Wellen des Ozeans, die Haare im Fahrtwind, wenn Jack seine Angebetete um die Hüfte fasst, und als Rose ihre Angst überwindet,

auf die Reling steigt und schließlich die Arme ausbreitet, als wolle sie fliegend das Leben umarmen – dann, ja dann sitzen wir nicht mehr im Kinosessel, sondern stehen an Deck der Titanic und tauchen ein ins Wechselbad der Gefühle. Bis hin zu jenem Moment der höchsten Verzweiflung, als das unsinkbare Schiff sinkt und Jack seine Rose in den Kabinen unter Deck sucht, während das Wasser steigt. Menschen im Kino lachen oder weinen, gruseln sich starr vor Schreck oder springen wütend auf. Sie vollziehen die Emotionen auf der Leinwand nach. Genauer gesagt: Sie teilen sie. Millionen Fußballfans fiebern samstags nicht mit Ribery oder Ronaldo – sie sind es.

Was uns mit anderen verbindet, lässt sich auch körperlich verorten. Und zwar in Gehirnstrukturen, die ein Team um den Neurologen Vittorio Gallese erst im Jahr 1991 aufspürte. Im Interview mit der »Zeit« erinnert sich Gallese: »Es war wirklich eine Zufallsentdeckung: Wir leiteten elektrische Signale von grauen Zellen ab, die die Bewegung der Tiere steuern. Immer wenn die Tiere nach dem Futter griffen, wurden diese Neuronen aktiv. Dann hörten wir in unseren Messgeräten ein Knattern. Doch als ich einmal selbst den Arm nach den Nüssen ausstreckte, ging das Knattern ebenfalls los als hätte sich der Affe bewegt. Aber der sah nur ruhig zu. Erst glaubten wir natürlich an einen Fehler. Nach einer Weile begriffen wir, dass sich das Gehirn des Affen tatsächlich so verhielt, als versetzte es sich in den Kopf des Versuchsleiters hinein. Wenn das Tier die Bewegung eines anderen beobachtet, spiegeln diese Neuronen also das Verhalten des Gegenübers. Darum nannten wir sie Spiegelneuronen.«

Bei Menschen feuern die gleichen Nervenzellen, ob sie nun selbst eine Handlung ausführen oder nur einen anderen dabei beobachten. Spiegelneuronen, diese Imitationskünstler, bilden ein Netzwerk, das uns mit anderen in einen empathischen Austausch bringt. Anders gesagt: Unser Gehirn ist ziemlich sozial eingestellt. Viele Phänomene der Gefühlsübertragung sind uns so vertraut, dass wir sie gar nicht mehr bemerken. Wir gähnen, wenn andere gähnen; Mütter öffnen den Mund, wenn sie ihr Kind füttern; Gesprächspartner nehmen die gleiche Sitzstellung ein. Sie gehen in Resonanz. Ohne dieses Talent der intuitiven Einfühlung könnten wir nicht einmal eine volle Fußgängerzone durchqueren.

Als neuronale Simulatoren erlauben uns die Spiegelzellen, ohne Einschaltung des analytischen Verstandes zu verstehen, was andere tun. Sie sind die biologische Basis, uns in fremde, auf den ersten Blick völlig andersartige Menschen einzufühlen. Bei Vittorio Gallese wirkten sie auch, als er mit Schwerverbrechern arbeitete: »Ich versuchte, so wenig über ihre Vorgeschichte zu erfahren wie nur irgend möglich. Als Arzt wollte ich heilen,

nicht urteilen. Aber natürlich ging es meistens nicht, weil die Verbrechen in den Akten und in der Lokalpresse standen. Interessanterweise fühlte ich trotzdem mit den Häftlingen, selbst mit den Serienmördern und Männern, die ihre Opfer in Säure aufgelöst hatten. Die Wärter haben mich immer wieder gefragt: »Warum bemühst du dich um so einen?« Aber diese Männer standen mir in Fleisch und Blut gegenüber, sprachen von ihren Frauen, hatten eine persönliche Geschichte, wie ich. Es waren keine ganz anderen Wesen.«

Den anderen verstehen, das heiße, »sein Gefühl in uns zu erzeugen«. Das erkannte der Philosoph Friedrich Nietzsche vor mehr als 100 Jahren. Er nannte es Mitempfindung. Inzwischen hat ihn die moderne Hirnforschung bestätigt. Empathie, Spiegelneuronen und Intuition zeigen, dass wir eine intelligente Grundausstattung mitbekommen haben, die uns ermöglicht, uns mit anderen zu verbinden. Einfühlung funktioniert über alle kulturellen Grenzen hinweg, bei Menschen jeglicher Hautfarbe und Herkunft. Theoretisch. Doch es kommt darauf an, was wir aus unserer Begabung machen. Kindern den neugierigen, vorurteilslosen Umgang mit Fremden zu ermöglichen, ist auch eine Aufgabe der Schule. Sie muss auf eine globalisierte Welt vorbereiten, wo jeder von uns mehr Kontakt mit anderen Kulturen, Szenen, Haltungen und Temperamenten haben wird als alle seine Vorfahren zusammen. Neue pädagogische Konzepte wollen ihnen bei dieser Orientierung helfen. Etwa das »Globale Lernen«, entwickelt vom Schweizer Forum Schule für Eine Welt. Das Wort global steht dabei sowohl für weltweit als auch für ganzheitlich. Die Themen verknüpfen weltweite Bedeutung und lokale Betroffenheit miteinander. So kommt »Glokalisierung« in die Schule, mit Themen wie Umwelt, Weltbevölkerung, kulturelle Vielfalt, Frieden. Trainiert wird ein vernetztes Denken, die Grenzen der klassischen Fächer verschwimmen. Mittlerweile fließen diese Ideen auch in offizielle Lehrpläne ein. Das Schweizer Forum sieht darin eine neue »Perspektive des Denkens, Urteilens, Fühlens und Handelns, eine Beschreibung wichtiger sozialer Fähigkeiten für die Zukunft«. Zentral sei dabei, die Herausbildung einer eigenen Identität zu fördern. Wenn deren Kern gesund und stabil sei, könnten junge Menschen leichter mit anderen in Kontakt treten.

Bei Recherchen für PEACE COUNTS erlebte ich in Israel, wie behutsam Treffen zwischen Jugendlichen aus zwei verfeindeten Gemeinschaften moderiert werden müssen. Eine halbe Autostunde von Jerusalem liegt das Dörfchen Neve Shalom | Wahat al-Salam. Der halb hebräische, halb arabische Name weist auf eine Besonderheit: Der Ort wurde von einer gleich großen Zahl jüdischer und arabischer Familien gegründet. Seit fast 40 Jahren wohnen und leben sie zusammen, als lebende Beweise, dass angebliche Feinde ihre Konflikte

mit friedlichen Mitteln lösen können. Um das Wissen darüber an Jugendliche weiterzugeben, gründete man die »School for Peace«. Mit ihren Methoden, kritische Dialoge zwischen Angehörigen von Konfliktparteien zu organisieren, gilt sie unter Pädagogen weltweit als Avantgarde. Wenn junge Palästinenser und Israelis in der Schule eintreffen, arbeiten sie zunächst eine zeitlang nur innerhalb der eigenen Gruppe. Die Trainer helfen ihnen dabei, Elemente ihrer Identität als Gruppe zu benennen. Die Art, wie sie die Geschichte ihres Volkes sehen, wie sie den Nahostkonflikt erleben, welche Urteile und Vorurteile sie gegenüber der jeweils anderen Seite haben. Ein Narrativ entsteht, eine zusammenhängende Erzählung. Erst im zweiten Schritt treffen die beiden Gruppen aufeinander. Mediatoren lenken nun das Geschehen. Die Jugendlichen tauschen sich über ihre völlig unterschiedlichen Wahrnehmungen ein und derselben Geschichte aus. Dabei werden sie von Supervisoren beobachtet, die hinter einer großen halbverspiegelten Scheibe sitzen, einem Regieraum gleich, wo der Dialog wissenschaftlich analysiert wird. Ziel ist nicht etwa, dass sich Ariel und Achmed, Alyssa und Aischa am Ende in den Armen liegen und sich auf eine gemeinsame Erzählung einigen; das wäre illusorisch. Vielmehr sollen sie bis zu einem Punkt werden, wo sie es schaffen, die Sichtweise des anderen als genauso gültig wie die eigene zu akzeptieren. Das gilt in Neve Shalom|Wahat al-Salam als echter Fortschritt. In den meisten Fällen gelingen die »Encounters«. Wegen ihrer Erfolge werden die Methoden der School for Peace mittlerweile in anderen Konfliktregionen kopiert, etwa in Nordirland und Südafrika.

Es dauert lange, bis verfestigte Vorurteile über die »andere Seite« aufweichen. Georg Auernheimer, Professor für interkulturelle Pädagogik in Köln, weiß aus langjähriger Erfahrung: »Der Umgang mit kultureller Differenz ist ein Drahtseilakt.« In Deutschland tendierten viele Lehrer dazu, solche Unterschiede, etwa zwischen deutschen und Migrantenkinder, schlicht zu ignorieren. Hinter einem idealisierten Egalitarismus versteckten sie eigenes Befremden, etwa angesichts eines türkischen Mädchens, das ein Kopftuch trägt. Auernheimer nennt das »Differenzblindheit«. Er ermuntert Pädagogen, nicht zu kneifen, sondern genau dorthin zu schauen, wo es heiß wird. So könne das Problematische produktiv genutzt werden. Differenz, der Stoff, aus dem die Lernräume sind. Mit Menschen unterschiedlicher Herkunft gemeinsam zu lernen, ist eine zentrale Idee der interkulturellen Erziehung. Kulturkontakt, wenn er achtsam begleitet wird, kann zu einem gemeinsamen Fortschritt führen. Im Unterricht, so die Lernziele, sollen unterschiedliche Perspektiven verständlich, Vorurteile abgebaut und Respekt verstärkt werden. Wichtig sei aber vor allem, Widersprüche auszuhalten. Missverständnisse und

Konflikte, insbesondere die verborgenen, liefern den Lehrern das Material, mit dem die Schüler am eigenen Leib die Grenzen des Verstehens fremder Kulturen erfahren können.

Für den Berliner Erziehungswissenschaftler Christoph Wulf ist gerade Nicht-Verstehen ein guter Startpunkt für die Reise ins Fremde: »Je mehr wir von den Menschen und ihren Lebensbedingungen in der globalisierten Welt wissen, desto mehr wachsen auch das Nichtwissen und die Erkenntnis der Begrenztheit unseres Selbstverständnisses.« Karikaturen entstehen dabei, im besten Fall, im schlechtesten wird das angebliche Verstehen dazu benutzt, den Fremden als Vertrauten umzudeuten und ihn damit gleichsam verschwinden zu lassen. In seinen »Briefen in die chinesische Vergangenheit« entlarvt Herbert Rosendorfer solche Versuche in einer großartigen Satire. Das Jahr 1000, im Reich der Mitte. Von dort startet der kaiserliche Hofbeamte Kao-tai per Zeitmaschine und landet unverhofft im München von heute. Er fällt aus Zeit und Raum, in der lärmigen Langnasen-Metropole »Min-Chen« ist alles so komplett anders, dass ihm eigentlich die Worte fehlen. Kao-tai versucht dennoch, Ordnung in das hermeneutische Chaos zu bringen. Seine Briefe zurück an den Hof daheim, zurück in die Vergangenheit, sind Dokumente des Scheiterns. Etwa wenn er sich über die Angewohnheit wundert, sich Räucherstäbchen in den Mund zu stecken und Opfer darzubringen, wo man auch geht oder steht. Oder wenn er über das »Fest des Herbstmondes« berichtet: »Überall stank es, denn zu der Lustbarkeit gehört es offenbar, daß sie ihre Notdurft verrichten, wo immer sie der Drang überkommt, und da ein Hauptteil der Lustbarkeit darin besteht, daß sie Maß und Halb in ungeheuren Mengen trinken, müssen sie auch sehr viel von sich geben.« Sehr komisch findet der Kaiserliche den Kult um den Rotz: Die Großnasen hielten ihn offensichtlich für sehr wertvoll, weil sie ihn in feine Tücher schneuzten und dann spazierentrügen.

So endet der Versuch, das Fremde durch die Filter der eigenen Kategorien und Klischees zu betrachten, in der Sackgasse des Absurden. Das geschieht auch in der realen Welt immer wieder; hunderte von pseudo-verständnisvollen Reportagen in Magazinen wie GEO und National Geographic zeugen davon. Aus diesem Grund warnt Christoph Wulf: »Das Fremde ist prinzipiell nicht verstehbar. Wird sein Verstehen konsequent betrieben, wird das Fremde dem Eigenen einverleibt. Dann wird Verstehen zur Machtstrategie. Was verstehbar ist, ist beherrschbar.« Das Wesentliche liegt jenseits der Kategorien. Wegen dieser Nichtfassbarkeit lautet die Herausforderung schlichtweg, das Fremde zu ertragen. Nicht nur das äußere, sondern vor allem auch das innere. Interkulturelle Bildung könne nur gelingen, so Wulf, »wenn auch Erfahrungen der Selbstfremdheit zugelassen

werden.« Dass Differenz nicht nur zwischen zwei Personen existiert, sondern auch als Zwiespalt in uns selbst, wusste schon im 16. Jahrhundert der liberale Philosoph und Essayist Michel de Montaigne. Seiner Zeit geistig weit voraus, schrieb er: »Wir bestehen alle nur aus buntscheckigen Fetzen, die so locker und lose aneinanderhängen, dass jeder von ihnen jeden Augenblick flattert, wie er will; daher gibt es ebenso viele Unterschiede zwischen uns und uns selbst wie zwischen uns und den anderen«.

Moderne pädagogische Konzepte gehen nicht mehr von »kulturellen Prägungen« aus. Geprägt hieße festgelegt. Aber Kultur ist kein Zustand, sondern ein Vorgang. Kaum formt sich ein Muster aus, wird es auch schon wieder in Frage gestellt, modelliert, modernisiert. Vermischungen bis hin zur Verschmelzung sind im Kontakt unterschiedlicher kultureller Einflüsse an der Tagesordnung. Man kann sich Kultur als einen Soundtrack vorstellen, der einen Film namens Menschheit begleitet und niemals fertig werden wird. Milliarden Discjockeys basteln daran herum, legen hier einen Basslauf drunter, kopieren dort eine Melodie-Passage rein. Remix, permanent. Auf dieses ganz normale Chaos muss interkulturelle Erziehung vorbereiten, meint Georg Auernheimer: »Damit eine Kultur ihre Orientierungsfunktion behält, muss sie immer wieder umgearbeitet werden.« Die Herausforderung heißt Hybridität. Weil kulturelle Vielfalt ständig ihre Komponenten und Koordinaten verschiebt, wird sie zu einem Feld lebenslangen Lernens.

Mélange, Mischmasch, Métissage: Dieser Austausch geschieht nicht zwischen »Kulturkreisen«, sondern vollzieht sich in jedem einzelnen Menschen. Das Individuum ist der DJ kultureller Impulse. Durch Reisen, Heiraten, Imitieren, Kopieren. Mischen possible. Der französische Philosoph Michel Serres erkennt darin einen ursprünglichen Impuls der Seele: »Die Fähigkeit sich auszustrecken, sich zu verändern, zu wachsen«. Durch die Begegnung mit der zweiten Person werde die erste Person zu einer dritten, zum »Tiers-Instruit«, wie Serres diesen Mischling nannte. In seinem positiven Entwurf kultureller Kommunikation erschafft der Andere etwas Neues in mir. Dafür sei er zu loben und preisen: »Aime l'autre qui engendre en toi l'esprit!« So unbequem die Wahrheit für alle Pseudoautonomen ist, die an der Illusion von Unabhängigkeit hängen: Es ist der Andere, der ihm die eigentliche Chance des Menschseins einräumt. Er hilft uns zu beim »Werde der du bist«. Fremde und Fremdheit sind Agenten, die ausgesandt wurden, um uns selbst auszuspähen.

Sechster Selbst-Test

Was lehrt mich die Fremde?

Als Reporter für Magazine wie Focus und Stern, später für PEACE COUNTS bin ich oft in Länder gereist, in den Bürgerkriege oder Militärdiktatoren herrschten. Somalia, Nigeria, Bosnien, Kosovo. Und mehrfach Sri Lanka. Der Norden der Insel ist Geisterland. Kilometerweit kein Mensch zu sehen zwischen den Ruinen. Häuserwände wirken wie verwundete Haut, übersät von den tiefen Löchern und Narben, die einschlagende Granaten hinterließen. Fensterhöhlen glotzen blind. Die Dachziegel hat der Feuersturm der Mörserkanonen zertrümmert, ein Hurrikan die Reste von den verkohlten Balken gefegt. Kuhherden irren hirtelos über Wiesen, deren Sattgrün ein tödliches Geheimnis überdeckt: Minen. Anderthalb Millionen sind im Boden vergraben. Sie lassen die heiligen Kühe leben, Sarkasmus des Krieges, sie explodieren nur, wenn das Bein eines Menschen spezifischen Druck auslöst und zerfetzen ihn. Deshalb sind die Dörfer verlassen. Die Alten sind tot oder geflohen, die Jungen, wie etwa die Teenager-Soldatinnen der Tamil Tigers haben ihr Lächeln verloren. Tarnanzüge und Maschinengewehre bestimmen das Straßenbild. Das »Glückliche Lanka« ist zur Alptrauminsel geworden. Die Gewalt dort und in den anderen Konfliktregionen habe ich gesehen, beschrieben, beklagt. Aber irgendetwas zog mich magisch dorthin, wieder und wieder. Als Kriegsdienstverweigerer und Koordinator von PEACE COUNTS hielt ich fest an einem Selbstbild, dass ich mit Gewalt, außer sie abzulehnen, nichts am Hut habe. Aber dieses Bild bröckelte langsam. Bis die Verdrängung irgendwann nicht mehr funktionierte. Ich begann, auch in mir Gewalttätiges zu entdecken. Etwa in meinen Träumen, wo ich von Scherwaffen in schwarzen Uniformen verfolgt wurde, die ich reihenweise niedermähte. Tagsüber kamen Fantasien, wie ich »die Serben«, die in Bosnien Massaker angerichtet hatten, an die Wand stelle und abknalle. Als ich tiefer forschte, entdeckte ich in mir ein Kind, das sich immer noch als Opfer brutaler Eltern sieht, und – bis an die Zähne bewaffnet – es ihnen heimzahlen will. Ein Schock, der bis heute wirkt. Aber ohne die Erfahrungen in der Fremde wüsste ich nicht einmal, dass dieser kleine Terrorist in mir existiert.

Wir brauchen das Fremde als einen Spiegel, um uns darin selbst sehen zu können. Identität entwickelt sich, wenn wir uns austauschen und von anderen berühren lassen. Arthur Rimbaud, ein Dichter des 19. Jahrhunderts, verdichtete das in einem wundervoll paradoxen Satz: »Ich ist ein Anderer.« Darin liegt die Chance jeglicher interkulturellen Bildung. Folgerichtig fordert Werner Wintersteiner, Kulturwissenschaftler an der Universität Klagenfurt, eine »Pädagogik des Anderen«. Lehrer sollten ihre Schüler in den schwierigen, aber auch hochspannenden Prozessen begleiten, dem Fremden offen und wissbegierig entgegen zu gehen, um im Austausch damit sich selbst zu entdecken. Kulturelle Vielfalt als Klassenzimmer. Die Schüler sollten an eigenem Leib und Seele erfahren können, was das Erlebnis von Gemeinschaft, was Gewalt, was die Abwehr andersartiger Menschen bedeutet. Sie sollten sich mit dem kollektiven

Gedächtnis ihrer Gesellschaft auseinandersetzen, mit seinen Traditionen, Sitten und Gebräuchen und Alltagsmythen. Und nicht zuletzt gehöre auch das kollektiv Unbewusste auf den Lehrplan, all jene Tabus, ungeschriebenen Gesetze und verborgenen Machtspiele, die den friedlichen Austausch mit fremden Kulturen verhindern. Dabei geraten Lehrer wie Schüler zwangsläufig auf unbequemes Terrain, in jenes Niemandsland zwischen Identität und Differenz. Die Spannung dort lässt sich nicht auflösen. Wer sie jedoch aushält, kann sie kreativ nutzen.

Auch außerhalb der Schule wird interkulturelles Lernen immer wichtiger. Etwa in Konzernen, die global agieren. Um auf fernen Märkten erfolgreich sein, müssen sie sich mit fremden Kulturen genauso auseinandersetzen wie mit der eigenen Unternehmenskultur. Parallel zur Ausweitung ihrer Aktivitäten über Kontinente hinweg haben sie ihre Mitarbeiterschaft internationalisiert. Damit es zwischen den eigenen Beschäftigten und gegenüber Kunden aus anderen Kulturen nicht ständig zu Missverständnissen und Konflikten kommt, muss Vielfalt gemanagt und moderiert werden. Interkulturelle Trainings werden, ähnlich wie Sprachkurse, in Zukunft zum Alltag in transnationalen Konzernen gehören. Hans Jablonski, freiberuflicher Berater und Präsident der Internationalen Gesellschaft für Diversity Management, sieht kulturelle Fähigkeiten in vier Phasen wachsen. Erstens die unbewusste Inkompetenz: Man weiß nicht, dass man etwas falsch macht. Dann die bewusste Inkompetenz: Man weiß, dass es Probleme gibt, hat aber noch keine Lösung. Dann sind Hilfestellungen wichtig, um auf die nächste Stufe zu kommen: die bewusste Kompetenz: Dort erlernt man einen Katalog von Möglichkeiten, mit Vielfalt umzugehen. Auf der letzten Ebene, der unbewussten Kompetenz, ist der sensible, offene Umgang mit dem anderen in Fleisch und Blut übergegangen.

Der Bestsellerautor Daniel Goleman (»Emotionale Intelligenz«) hält eine gut entwickelte Selbstwahrnehmung für wichtig, um sein Einfühlungsvermögen zu trainieren: »Je offener wir für unsere eigenen Emotionen sind, desto besser können wir die Gefühle anderer deuten.« Dafür sei eine Innenschau nötig, die – je nach Kulturkreis – unterschiedlich bezeichnet wird. Goleman spricht von »Mindfulness«, von Achtsamkeit als ein bewusstes Wahrnehmen der eigenen Erfahrungen einschließlich der damit verbundenen Gefühle. Er hält sie für unsere »grundlegende emotionale Kompetenz«. Insbesondere die buddhistische Tradition entwickelt und perfektioniert solche Methoden der Innenschau schon seit Jahrtausenden. Meditation, fälschlicherweise im Westen mit Entspannung oder Entleerung des Geistes gleichgesetzt, ist eine Methode, die eigenen Gedanken und Gefühle wahrzunehmen, ohne sie abwehren, festhalten oder verändern zu wollen. Eine Haltung der Stille, äußerlich und innerlich.

Für den Philosophen und spirituellen Lehrer OM C. Parkin können Meditation und Selbsterforschung dazu führen, die Angst vor dem Fremden zu überwinden. »Die tatsächliche Bereitschaft, mit dem Fremden in Kontakt zu treten, entsteht durch jeden Einzelnen auf dem Inneren Weg.« Die meisten Menschen jedoch hätten es sich in einer engen geistigen Nische bequem gemacht, weil ihnen alles Neue und Fremde Angst mache. Andererseits spüren viele Menschen die Sehnsucht, aus dieser Enge zu entkommen. Sie beginnen, innere Arbeit zu machen, in sich hineinzuschauen, sich selbst kennen zu lernen. Der zu werden, der sie sind. Der Innere Weg, so Parkin, könne im Idealfall dazu führen, »die eigene Identität auf alles auszuweiten und es als ›Ich‹ zu erkennen. Und in diesem Moment ist es nicht mehr fremd.«

Letzter Selbst-Test

Wohin des Wegs?

Nach vier Jahren der Inneren Arbeit habe ich Frieden mit mir geschlossen. Der Fremde in mir ist ein guter Freund geworden, mein Vertrauter. Dabei habe ich mich mögen und schätzen gelernt, eine zarte Liebesbeziehung, die sich auf alle Erdenbürger ausweitet, weil mir nichts Menschliches mehr fremd ist. Endlich erleuchtet. Geigen erklingen, die Kamera zieht auf, unendliches Himmelsblau und Sonnenschein. Ein Happy-End. SCHNITT!

Der echte Film geht anders. Ich schreibe diese Zeilen in Palma de Mallorca. Nachts halten immer wieder mal Autos unter meinem Fenster, mit laufendem Motor und dröhnendem Techno-beat, während der Fahrer jemand mit großem Hallo verabschiedet. Ich überlege, ob ich nicht mal einen Eimer Wasser über das lärmende Inferno kippen sollte, damit endlich mal Ruhe ist. Mit anderen Worten: Die Gewalt ist immer noch da. Um sie zu wecken, reicht der mir fremde Rhythmus der Mallorquiner, zu dem auch nächtliche Ausbrüche von Lebensfreude gehören. Leider kann ich also nicht mit einem Bericht über Befreiung dienen, so sehr ich sie mir wünsche.

Eins habe ich immerhin begriffen: Zu einem erwachsenen Leben gehört es, das Fremde zu ertragen. Wir müssen uns von der Opferrolle verabschieden, denn sie macht unfrei und führt früher oder später in die eigene Täterschaft. Das Spiel der Projektionen, bei dem man seinen inneren Fremden dadurch loswerden will, dass man seinen Seelenmüll nach außen auf Fremde wirft, muss enden. Sobald wir akzeptiert haben, dass er in uns lebt, haben wir die eingangs genannten drei Optionen: bekämpfen, ignorieren oder mit ihm kommunizieren. Innere Arbeit – ob einzeln oder in Gruppen, ob als Kind oder Erwachsener, ob mit therapeutischem oder spirituellem Hintergrund – kann Menschen dazu führen, Verantwortung zu übernehmen und aus dem Kreislauf der Gewalt auszubrechen, gegen sich, Schwächere, Andersartige. Einmischung in innere Angelegenheiten ist das Gebot der Stunde. Das ist keine Privatangelegenheit, wie ich früher glaubte, sondern eine gesellschaftliche Aufgabe.

So lautet das radikalste Programm, um die Globalisierung human zu gestalten: *Erkenne dich selbst... dann ist dir nichts mehr fremd.*

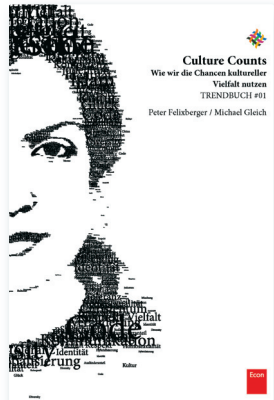


Michael Gleich

Jahrgang 1960, ist Journalist und Autor. Nach Tätigkeiten als Reporter für GEO, NATUR und Die Zeit engagiert er sich seit zehn Jahren in multimedialen Projekten zu Themen wie Umwelt, Frieden und Kulturelle Vielfalt. 2003 gründete er dafür die gemeinnützige Culture Counts Foundation.

Michael Gleich hat zahlreiche Journalistenpreise gewonnen, unter anderem »Wissenschaftsbuch des Jahres«, Buchpreis der Deutschen Umweltstiftung, zweimal den Medienpreis Entwicklungspolitik, verliehen vom Bundespräsidenten.

Von Michael Gleich erschienene Bücher: »Mobilität – Warum sich alle Welt bewegt«, »Life Counts. Eine globale Bilanz des Lebens«, »Web of Life. Die Kunst vernetzt zu leben«, »Die Friedensmacher« (PEACE COUNTS) sowie »CULTURE COUNTS. Wie wir die Chancen kultureller Vielfalt nutzen«.



Dieser Text wurde erstmals veröffentlicht in »Culture Counts: Wie wir die Chancen kultureller Vielfalt nutzen«, herausgegeben von Peter Felixberger und Michael Gleich, econ Verlag, Berlin 2009 ISBN 978-3430200660